

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(6. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Die Dienstboten vom Heidbrinkhofe konnten nicht genug davon erzählen, wie glücklich die beiden zusammen lebten und wie solide der Bauer geworden sei. Noch keinen einzigen Tag sei er wieder vom Hof fortgewesen, und in die Wirtschaften im Dorfe gehe er schon gar nicht mehr.

Das letztere konnte man übrigens auch von anderen Leuten hören. Seine Freunde lachten ihn natürlich aus und suchten ihn durch Hänseleien und Sticheleien wieder ins alte Gleise zu bringen. Aber ohne Erfolg. Hanns hatte eine eigene Art, allen Anrempelungen zu begegnen. Er stritt nicht ab und wehrte sich nicht, wenn sie ihn einen Pantoffelhelden nannten. Im Gegenteil! Er erklärte lachend:

„Ja, Ritters, das bin ich nun mal; da ist nichts zu machen.“

Und wenn sie dann entrüstet über ihn herfielen: er sei kein Mann, er sei ein Wajchlappen, sie würden sich schon für eine solche Ehe bedanken, dann sagte er mit ergebener Miene:

„Ja, ja, das sage ich auch, laßt bloß eure Finger davon. Jetzt seid ihr eure eigenen Herren und könnt tun und lassen, was ihr wollt. Ich war nun mal so dumm.“

Es war nichts mit ihm anzufangen. Sie hatten alle den Eindruck, als ob er sie zum besten habe. Da gaben sie ihre Bemühungen allmählich auf. Auch die anderen Finkenstedter beschäftigten sich immer weniger mit Hanns Heidbrink. Man wußte nichts Neues und nichts Besonderes mehr von ihm zu berichten. Seine Persönlichkeit wurde allmählich uninteressant.

Aber was wußten alle diese Menschen in Wirklichkeit davon, wie glücklich die zwei auf dem Heidbrinkhofe waren? Was wußten sie von den Tagen gemeinsamen frohen Schaffens? Was von den langen Abenden, an denen sie in seliger Zweisamkeit beisammen saßen, Gedanken austauschten, Pläne schmiedeten oder eng aneinander geschmiegt ganz still auf den Gleichklang ihrer Herzen lauschten?

Wenn Hanns in einer solchen Stunde an sein früheres Leben zurückdachte, erschien es ihm leer und inhaltslos.

Vierzehn unvergeßlich schöne Tage waren sie nach ihrer Hochzeit fort gewesen, dann rief die Pflicht sie zurück. Margret nahm es sehr ernst mit dieser Pflicht, und sie fand sich überraschend schnell zurecht in den neuen Verhältnissen. Die Zügel der Wirtschaft ruhten bald fest in ihren flinken, arbeitsgewohnten Händen. Hanns hatte sie gleich nach ihrer Rückkehr in seine

ganzen Verhältnisse eingeweiht. Margret erschraf doch ein wenig, als sie erfuhr, daß eine Hypothek von beträchtlicher Höhe auf dem Hofe ruhte. Der Umbau des Hauses hatte große Summen verschlungen. Hanns lachte über ihr besorgtes Gesicht.

„Du brauchst wirklich keine Bange haben, so schlimm ist es nicht. Wenn nur die Viehpreise bald wieder steigen wollten, so würden wir in einigen Jahren die Summe schon wieder hereinbringen.“

Margret gab ihm recht, man könne ja auch sparen und in nächster Zeit alle größeren Ausgaben vermeiden. Das sah Hanns nun allerdings nicht ein, im Gegenteil, in seinem Kopfe spukten Pläne für allerhand Neuerungen, aber er sagte vorläufig nichts. Er besprach mit Margret immer alles, was irgendwie von Wichtigkeit war und freute sich immer wieder über ihr klares, sicheres Urteil. Wirtschaftsfragen, Steuer-sachen, Fruchtfolge, alles wurde gemeinsam erörtert, und so war Margret ihrem Manne in den wenigen Monaten schon eine Lebenskameradin im besten Sinne des Wortes geworden. —

So kam das Weihnachtsfest heran. Ein echtes, rechtes Weihnachtsfest schien es zu werden, denn der Himmel bedeckte sich mit einer grauen Schicht, und dann schwebte es hernieder in wirbelndem Flodentanz. Es schneite, schneite den ganzen Tag und die ganze Nacht, und am andern Morgen lag der Schnee fußhoch. Aber dann, am Tage vorher, begann es plötzlich wieder zu tauen, und die weiße, knirschende Schneedecke, die doch eigentlich mit zur rechten Weihnachtsstimmung gehört und dem Fest einen so wundervollen Reizmen gibt, wurde zu Matsch.

Margret hatte in der Zeit vor Weihnachten sehr viel mit den Vorbereitungen zu tun gehabt, aber dafür gab es auch am Heiligabend nur zufriedene Gesichter bei der Bescherung auf dem Heidbrinkhofe. Die alte Lene strich immer wieder liebevoll über ihre schöne, mollige Schlafdecke, und der Großnecht sagte:

„Man gut, daß wieder eine Frau auf dem Hofe ist. In anderen Jahren gab es bloß Geld und nicht mal 'nen Tannenbaum. In diesem Jahr ist es doch schöner.“

Die Mädchen waren ganz seiner Meinung.

Auch Margret war noch nie so reich beschenkt worden, und sie dankte Hanns mit strahlenden Augen. Als sie ihn auf seinen Platz führte, flüsterte sie ihm zu:

„Mein schönstes Geschenk für dich bekommst du nachher, wenn wir allein sind.“

Er sah sie erstaunt an, aber Margret machte ein

geheimnisvolles Gesicht und legte den Finger an die Lippen.

Sie zog sich einen Stuhl heran und sagte.

„So, nun wollen wir aber erst ein paar Weihnachtslieder singen.“

„Stille Nacht, heilige Nacht —“ setzte die glodenklare Stimme des jüngsten Mädchens ein, und die anderen fielen ein. Ein Lied nach dem anderen erklang, und immer andächtiger und feierlicher wurden die Gesichter. Langsam brannten die Kerzen herunter.

Als Hanns und Margret nach dem Abendessen zusammen im Wohnzimmer saßen, sagte Hanns lächelnd:

„Ich habe es gut. Ihr habt eure Geschenke weg, und ich bekomme noch was. Ich bin bloß neugierig, was es sein wird.“

Margret hob den Kopf und sah ihn an. Sie hatte plötzlich heiße Wangen und seltsam glänzende Augen. Sie legte den Apfel, den sie eben schälen wollte, in die Schale zurück und rückte ganz nahe an ihn heran. Ihre Arme schmiegen sich um seinen Hals, und ihr Mund flüsterte dicht an seinem Ohr.

Mit einem Ruck schob Hanns sie von sich und sah sie erstaunt und überrascht an.

„Margret! Ist das wahr?“

Sie nickte, und ihre Wangen wurden noch heißer.

„So bald schon?“

„So bald schon? Aber, Hanns! Da sollte nun diese Mitteilung mein schönstes Geschenk für dich sein, und jetzt freust du dich gar nicht —“

Rasch zog er sie wieder an sich.

„Liebes! Dummes! Natürlich freue ich mich. Nur — es kommt so überraschend und hätte meiner wegen noch ruhig ein Jahr länger dauern können. Es ist noch so schön zu zweien, und wenn ich denke, daß deine Liebe mir dann nicht mehr allein gehört, daß ich sie mit einem Dritten teilen muß —“

„Hanns, wie kannst du nur so etwas denken! Du wirst ganz gewiß nicht zu kurz kommen. Wenn es möglich wäre, würde ich dich noch viel, viel lieber haben als sonst —“

„Liebling —!“

„Und wird unser Glück nicht erst ganz vollkommen sein, wenn ein Kind da ist? Ein Kind unserer Liebe, dein und mein Kind? Wenn es uns entgegenlacht, die Aermchen nach uns ausstreckt?“

Margrets Augen leuchteten, ihr Gesicht hatte einen verklärten Schimmer.

Zärtlich und fast andächtig küßte er sie.

„Du hast recht, mein Liebling. Nimm mir meine dummen Worte nur nicht übel,“ bat er und setzte dann energisch hinzu: „Aber ein Junge muß es werden!“

Margret lächelte.

„Ich wünsche es auch, schon um deinetwillen, daß es ein Junge wird. Aber wenn es ein Mädel ist, werden wir es darum nicht weniger lieb haben, nicht wahr?“

Hanns schnitt eine Grimasse.

„Ein Mädel? Ich wüßte wirklich nicht, was ich damit anfangen sollte! So ein kleines, zartes Ding, das den ganzen Tag mit Puppen spielt und sich nicht schmutzig machen darf und bei jeder Kleinigkeit weint! Nein, Margret, ein Junge muß es schon werden. So ein richtiger kleiner Froschdachs, der durch dick und dünn geht. Den nehme ich dann mit aufs Feld und lasse ihn auf dem Braunen reiten —“

Er begann Pläne zu schmieden und die Zukunft auszumalen. Margret hörte ihm mit glücklichem, sonnennem Lächeln zu, und auch vor ihrem geistigen Auge gaukelten lichte Zukunftsbilder. Nach einer Weile sagte sie:

„Morgen werde ich es den Eltern sagen, wenn sie kommen. Der Vater wird sich freuen.“

„Und die Mutter nicht, meinst du?“

„Ach, die Mutter“ — über Margrets Gesicht glitt ein Schatten — „zuerst wird sie sagen wie du vorhin: „So bald schon?“ Und dann wird sie mich bemitleiden und mir die Leiden, die mir bevorstehen, in schwärzesten Farben ausmalen. Ich kenne doch die Mutter. Sie muß alles bejammern und beklagen und sieht alles von der schlimmsten Seite. Das ist ihr schon zur Gewohnheit geworden. Sie hat uns schon immer damit jede kleinste Freude vergällt. Aber der Vater wird sich um so mehr freuen; er hat kleine Kinder so gern.“

„Hoffentlich erbt unser Junge sehr viel von seinem Großvater und wird ein ebenso prächtiger Mensch wie dieser. Was meinst du, ob dein Vater nun nicht gänzlich mit deiner Heirat ausgesöhnt sein wird?“

„Ganz gewiß!“ bestätigte Margret lächelnd. Sie wußte ja, daß der Vater im stillen Hanns schon manches abgebeten hatte. —

Lange saßen sie an diesem Abend noch zusammen und sprachen von der Zukunft. Als die Uhr elf schlug, sagte Hanns erschrocken:

„Nun wird's aber Zeit, daß wir zu Bett gehen. Du hattest während der letzten Tage so viel zu tun und mußt doch Ruhe haben.“

Er nahm das schöne, ein wenig blaß und schmal gewordene Gesicht seiner jungen Frau in beide Hände und fügte in innigem Tone hinzu:

„Und ich danke dir tausendmal für dieses Weihnachtsgeschenk. Es war wirklich das schönste!“

Sengende Junisonnenstrahlen stahlen sich durch das Blätterdach der Laube im Heidbrinkschen Garten, malten tanzende Sonnenkringel auf den weißen Sand und glitten kosend über den blonden Frauenskopf.

Margret Heidbrink hatte sich aus der lastenden Schwüle des Hauses in die Laube geflüchtet, aber auch hier wollte der lastende Druck, die dumpfe Benommenheit aus Kopf und Brust nicht weichen. Es schien ein Gewitter in der Luft zu liegen; Hanns hatte das heute mittag schon gesagt.

Deshalb waren sie ja auch alle draußen beim Heu. Sogar die alte Lene war noch mit. „Ein bißchen nachharken kann ich auch noch wohl,“ hatte sie gesagt. Die ganze Eulenwiese, mehr als zehn Juder Heu, waren trocken, und es wäre ein Jammer, wenn ein Gewitterregen alles wieder durchnässen würde.

Hanns hatte den ganzen Tag schon gebrummt, daß so viel Zeit mit dem Abladen verloren ging. Er wollte durchaus ein Heugebläse anschaffen, aber Margret hatte ihn dringend gebeten, in diesem Jahre noch davon abzusehen. Die Viehpreise, besonders die Schweinepreise, waren so stark heruntergegangen. Es war gar kein Gedanke daran, auch nur einen Pfennig Schulden abzutragen, da wollten sie doch nicht noch neue hinzumachen!

Hanns hatte sich schließlich bereden lassen, aber er gab einen einmal gefakten Plan nicht gern auf und war verstimmt. Er war in dieser Beziehung wie ein großes, verwöhntes Kind, dem man einmal einen Wunsch abschlägt. Morgen, wenn das Heu unter Dach war, würde alles vergessen sein. Margret kannte das. Es war ja nicht das erste Mal, daß sie seinen Neuerungsgelüsten einen Dämpfer aufsetzte.

Wenn nun das Wetter nur gut blieb! Margret hob die Hände gegen die schmerzenden Schläfen. Sie fühlte sich wie zerschlagen. Es ging ihr körperlich in letzter Zeit gar nicht gut, aber sie mühte sich stets, es Hanns nicht merken zu lassen. Er würde sich ja nur unnötig sorgen und außerdem war seiner starken,

lebensbejahenden Natur alles Kranksein zuwider. Sie wußte, daß er ohnehin schon das Ende ihres Zustandes herbeisehnte. Im übrigen schien er sich aber sehr auf das Kind zu freuen. Er redete viel von seinem Jungen; in allen seinen Zukunftsplänen spielte er eine Rolle.

Margret hörte ihm dann mit glücklich-personnenem Lächeln zu. Ach, was waren all die kleinen körperlichen Beschwerden gegen das unbeschreiblich selige Glück, das ihr das Bewußtsein ihrer Mutterschaft gab! Ohne daß sie sich dessen bewußt war, konnte Margret oft stundenlang vor sich hinträumen, und durch diese Träume gaukelte dann ein rosiges Gesichtchen, flatterte ein süßes Kinderlächeln, tappten zwei unsichere Füßchen. —

Margret konnte von ihrem Platz in der Laube den Weg übersehen, der zum Hofe führte. Sie sah öfter aufmerksam hinüber, denn sie erwartete die Ankunft der Schwester. Annemarie hatte ihr geschrieben, daß

sie am heutigen Sonnabend kommen und bis zum nächsten Tage bleiben wolle. Den Sonntag wollte sie dann bei den Eltern verbringen. Sie kam so lekten. Zu Weihnachten und Neujahr hatte man sie vergebens erwartet, und die Mutter war sehr gekränkt gewesen. Anfang Februar fuhr Margret dann mit den Eltern und Hanns zu Tante Berta, um Annemarie zu besuchen. Auf dem Bahnhofe hatten sie eine unerwartete Begegnung. Hanns' Freund, Kurt Bomblatt, stieg in denselben Zug ein, den sie eben verlassen hatten. Er war ebenso überrascht wie sie und erzählte, daß er geschäftlich in der Stadt zu tun gehabt habe. Hanns fragte, ob er denn Annemarie nicht besucht habe, was er verneinte. Er habe gar nicht gewußt, daß diese hier wohne. Margret hatte flüchtig den Eindruck, daß er nicht die Wahrheit sage, aber da fuhr der Zug auch schon weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die warnende Stimme

Von Eugen Ehler

Der dicke Jahn war der Riese unter allen Arbeitern am Kai. Er hatte richtige Bärenpranken, und seine Muskeln schienen aus härtestem Stahl zu sein. Er konnte für zwei arbeiten — aber auch für zwei trinken. Die Arbeitskammeraden mieden seine Gesellschaft — sie wußten, daß in dem Riesenkörper auch eine riesenschlechte Seele wohnte. Wohl war man auch nicht viel besser. Mein Gott, man arbeitete doch wie ein Pferd — warum sollte man dann nicht trinken. Daß es dabei auch zu Streitigkeiten kommen konnte, die sich dann nur durch eine tüchtige Schlägerei beilegen ließen, war ja selbstverständlich. Aber man hatte immer noch nicht das Schuldonto des dicken Jahns. Das wimmelte nur so von Körperverletzungen leichter und schwerer Art — halben Totschlägen —. Und Jahns Sohn, der rote Pauli, nun — der war nicht besser als der Alte. Der Junge hatte mit seinen 22 Jahren schon gewaltige Kräfte, konnte auf erhobenen Händen einen Zweigentnersack tragen — und war schon einer der besten Schläger. Sie bewohnten Stube und Kammer in dem berühmtesten Viertel der großen Hafenstadt. Jahn war Witwer. Die Frau war vor einigen Jahren gestorben. Sie hatte sich über Mann und Sohn wohl zu Tode gegrämt.

Jahn trat eben auf die schmale Gasse. Er hatte die Hände in den Hosentaschen. Im linken Mundwinkel steckte die kurze Pfeife. Mit schnellen Schritten ging er dem Kai zu. Ueber die Brücke, die nach der Stadt führte, ergoß sich ein Strom von Reisenden, die eben ein englisches Schiff verlassen hatten. Jahn musterte die Angekommenen. Da, auf einmal weiteten sich seine Augen. War es möglich? Ging nicht dort mit einem kleinen Handkoffer sein Freund und Kriegskamerad Franz, mit dem er während des Krieges in Flandern bei der Küstenbewachung gestanden hatte. Jahn nahm die Pfeife aus dem Munde und piff durch die Zähne. Franz drehte sich sofort um. „Diesen Piff kenne ich doch“, dachte er. Er hatte sich auch nicht getäuscht. Jahn kam näher. „Natürlich bist du es, Franz“, sagte er, und über sein fettiges Gesicht legte sich ein breites Grinsen. Franz hatte sein Köfferchen niedergestellt.

„Nanu, Jahn, du steckst hier. Wie geht es dir?“ fragte er. Seine Blicke liefen über Jahns robuste Gestalt, sahen den schätzbaren Anzug und das unschöne Gesicht — sahen auch den unruhigen, flackernden Blick. „Wenig vertrauenerweckend, aber wer weiß, welche Rolle der arme Teufel schon durchgemacht hat“, durchdachte es sein Hirn. „Jahn, ich freue mich, dich wiederzusehen“, begann Franz. „Komm, zeige mir ein Gasthaus, wo man billig essen und trinken kann. Ich lade dich mit ein.“

Der dicke Jahn hörte solche Worte gern.

„Drüben im Großen Walfisch“ können wir gut sitzen“, antwortete er. Seine Augen tasteten über Franz hinweg, sahen den guten Anzug, den schönen Ring am Finger. „Scheint Geld zu haben“, dachte er.

Im „Großen Walfisch“ aßen sie ein gutes Abendbrot. Schon lange hatte Jahn ein solches Essen nicht mehr auf der Zunge gehabt. Und der kräftige Korn — wie der wohltat. Sie saßen Stunde um Stunde beisammen und erzählten von ihren Erlebnissen im Weltkrieg, von guten und schlechten Tagen. „Nach meiner Entlassung vom Militär blieb ich hier in der Stadt und wurde Hafenarbeiter. Es reicht kaum zum Leben, war jetzt lange arbeitslos. Meine Alte ist auch schon hinüber.“

Na — und der Junge — liegt halt auch alleweil auf der Straße“, schloß Jahn seine Rede. „Dir ist's aber wohl gut gegangen“, fügte er hinzu — Franz nickte mit den Schultern. „Gut gegangen? Wie man es nimmt. Ich war auch lange Zeit ohne Stellung, habe mich recht und schlecht durchgeschlagen. Dann fand ich vor acht Jahren in England in einer Maschinenfabrik Stellung als Monteur. Bis jetzt habe ich dort gearbeitet. Nun hat man mich infolge der schlechten Wirtschaftslage als Ausländer eben entlassen. Suche nun im Reich Arbeit. Und“, er flüsterte Jahn ins Ohr, „finde ich etliche Stellen, so mache ich mich selbständig. Ich habe mir ein paar Pfennige gespart. Für eine bescheidene kleine Schlosserei langt es. Da drin — er deutete auf das kleine Köfferchen — „ist alles. Mon wird sich schon durchschlagen.“

Jahns Augen bekamen einen sonderbaren Glanz. Sie flackerten unheimlich auf. Hätte es Franz bemerken können, so wäre ihm wohl bange geworden. Warum jagte nun Jahn so plötzlich mit dem Korn! Immer noch eine Lage — noch eine Lage! Sie tranken und tranken. „Se, Bruder, trink zu. Es gilt deinem Glück“, rief Jahn. „Danke! Danke! Auch deinem!“ lachte Franz. „Nun aber in die Stadt, will schlafen.“ — „Wirt, kann man hier ein Zimmer bekommen“, rief er zum Schanktisch. „Gewiß, schöne Zimmer habe ich“, antwortete dieser.

„Franz, du kannst auch bei mir über Nacht bleiben. Paul kommt heute nacht nicht nach Hause. Da kannst du in der Kammer schlafen“, riet Jahn. „Ja, ja, das geht“, antwortete Franz. Doch plötzlich war da eine Stimme — eine feste, klare Stimme in dem wüsten Chaos der Gedanken, die sagte: „Franz, sieh dich vor. Dir droht Gefahr!“ Franz blidte Jahn an — sah ihm in die Augen. Doch der schaute weg. „Habe eigentlich Angst“, sagte sich Franz. Da hörte er wieder Jahns Stimme neben sich. „Komm, Franz! Zahle jetzt, und wir gehen dann.“ Mechanisch griff er in die Tasche und zahlte. Der Wirt gab ihm Kleingeld zurück. Er steckte es in seine Rocktasche. Franz griff nach seinem Köfferchen. Jahn schob ihm seinen Arm unter. Sie schritten die Straße hinab.

„Ich will eigentlich nicht mitgehen“, sagte sich immer wieder Franz. Doch er war zu müde und willenlos.

In der Kammer warf sich Franz auf das Bett. Den Koffer schob er sich unter den Kopf — so war er am sichersten aufgehoben. Jahn aber lag in der Stube und horchte auf seines Freundes Atemzüge. In ihm war etwas erwacht, das ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Wie ein wildes Raubtier, das an der Tränke auf seine Opfer lauert, so lag er da. Er zitterte am ganzen Leibe. „Ob er schon fest schläft?“ horchte er. Doch der drinnen in der Kammer konnte keinen Schlaf finden. Noch immer wälzte er sich murmelnd auf dem Bette. „Er muß erst fest einschlafen“, dachte Jahn — und wurde selbst schlaftrig.

Franz stand draußen auf der Straße und sog begierig die kühle Nachtluft ein. Nein, er hätte nicht länger liegen bleiben können! Da war doch die warnende Stimme, die ihn nicht hatte einschlafen lassen. Ob Jahn gehört hatte, wie er durch das Fenster hinausgestiegen war? Er vernahm plötzlich schnelle Schritte, wandte sich um. Zwei Hafenpolizisten überquerten den Platz und kamen auf ihn zu. „Was wollen die nur von mir?“ dachte Franz. —

Jahn hatte fest geschlafen. Nun wachte er auf, horchte nach der Kammer hin. Drinnen gingen die regelmäßigen Atemzüge eines Schlafenden. Da stand Jahn auf und schlich zur Kammertür. Sie war nur leise angelehnt. Er stieß sie mit der Schulter auf und rutschte auf den Knien bis vor das Bett. „Freund Franz, du schläfst gut, nur zu gut, denn für dich gibt es kein Erwachen mehr.“

Er warf sich auf den Schlafenden mit der ganzen Kraft seines Körpers, griff nach dessen Halse. Doch dieser erwachte, wehrte sich, riß die würgenden Hände von seinem Halse. Jahn wunderte sich, knirschte vor Wut mit den Zähnen. Diese Kräfte hatte er bei Franz nicht vermutet. „Teufel, jetzt galt's zu zeigen, was Jahn leisten kann!“ Die beiden Männer rangen um ihr Leben — keuchten, stöhnten, stürzten aus dem Bett. Doch nun war es geschehen. Jahn lag obenauf. Seine Hände legten sich, wie Schraubstöcke um den Hals des andern — der röchelte, zuckte — und lag auf einmal ganz still.

Jahn wartete noch. Dann hob er den Körper auf und legte ihn aufs Bett, deckte die Decke darüber.

Da pfiß es laut vor dem Haus. Jahn horchte auf. „Polizeipfiß!“ Kalter Schweiß lief ihm über die Stirn. Er trat ans Fenster. Dort standen zwei Polizisten und hatten in ihrer Mitte einen Menschen, den er nicht erkennen konnte. Er schien irgend etwas in der Hand zu halten. Die Polizisten winkten. Jahn wollte das Fenster öffnen. Es war schon geöffnet, nur leicht angelehnt. Jahn wunderte sich darüber. „Komm herunter, bider Jahn,“ rief der eine Polizist.

Jahn warf einen kurzen Blick nach dem starren Körper auf dem Bett, zog die Decke dem Toten übers Gesicht. Dann öffnete er die Haustür. Die Polizisten standen vor ihm. „Hier haben wir jemand aus deinem Stubensfenster springen. Wir haben ihn ...“

Jahns Augen wurden starr. Er trat näher. „Franz!“ schrie er vor Entsetzen auf. Jahn wurde es auf einmal schwarz vor den Augen. Er wandte sich plötzlich um, rannte wie besessen in die Wohnung zurück. Die Polizisten sahen sich verwundert an und folgten mit ihrem Gefangenen.

Da gellte auf einmal ein markerschütternder Schrei durchs Haus, als ob ein wildes Tier aufbrülle.

Kalt lief es den Polizisten über den Rücken. Sie traten in die erleuchtete Stube, öffneten die Kammertür — mit großen, irren Augen kniete Jahn vor der Leiche seines erwürgten Sohnes.

Drei Eintopfeßer

Wirklichkeitsgeschichten — nicht erdichtet.

Von Karl Lütge.

Schauplatz: Ein kleines Heilbad im Schwarzwald. Das Kurhaus lehnt mit seiner heimatischen Holzbaubeise unter breitstämmigen Edelkastanien und träumt von beschaulicher Zeit; aber die Bilder, die auf der Terrasse hängen und deutsche Männer von Friedrich dem Großen bis Adolf Hitler zeigen, geben einem Blick ins Heute entschlossenen Raum.

Behende, hübsche, niedliche Maidle in Tracht bedienen die Gäste. Die Glotter rauscht unfern. Forellen gedeihen darin. Die gute Küche des Kurhauses verdankt nicht ihnen allein den guten Ruf.

Selbst eilige Autofahrer folgen dem zwingenden Hinweis der geschätzten Wegschilder und kehren im Kurhaus zur Abzug ein, darunter Menschen aus vieler Herren Länder.

„Was Feines zu essen!“ forderte an einem Eintopfsonntag im zweiten Jahr ein Ausländer. Er hatte breite Backenknochen und schwarzes, wirres Haar und fuhr recht böse auf, als er plötzlich vom Eintopfgericht hörte. „Eintopfsonntag? Was geht das mich an!“

„Die drei Gerichte, die es heut' gibt, sind sehr gut — voriges Jahr hat der Herr —“

„Mir gleich, wer hier war und wer das Eintopfessen gelobt hat. Ich verzichte. Danke! Denk' nicht dran!“ Im Hui fuhr der Wagen davon, ins Tal hinaus, zum Oberrheinland.

Selbiger Mann aus Pardubitz oder Wischduplitz fügte sich jenseit, wie er selbst im Garten des Kurhauses, beim Umhererschlendern zu einem Zufallsbekannten geäußert hatte, ohne Murren in den stillen Sonntag in England, in das Alkoholverbot in Schweden, in den Fischfreitag in Boston. Fremde Bräuche deutete er an, um seine Weltkenntnis zu unterstreichen, muß man achten. Dies oder das war eben

so in dem betreffenden Lande, da mußte man sich fügen. Und fügte sich.

Aber Eintopfsonntag —? Wie kommt man denn dazu? In Deutschland sich einfügen, in das, was Deutschland tut. Ausgeschlossen —

*

Ein Däne erschien mit seinem raschen Wagen im oberen Tal, bei den bunten Trachten, den Edelkastanien, dem hell-lila Wein und den Forellen des Kurhauses.

„Eintopfsonntag? Das betrifft doch mich hoffentlich nicht? Mir können Sie doch geben, was Sie wollen — wie?“

„Nein, das ist nicht möglich,“ entgegnete die trachtenfroh gekleidete Saaltöchter. „Aber das Eintopfessen ist sehr gut heut ...“

Der Däne stieg über den Ries des Gartens und landete im Strüchchen mit dem grünen Rachelosen. Dort saß mit schmunzelndem Gesicht sein Wagenlenker.

„Was ist denn Ihnen Gutes begegnet?“

„Schmeckt prima,“ antwortet lachend der Chauffeur.

„So —? Na, dann muß man eben auch in den sauren Apfel beißen. Also, Maidle, was gibt es denn? Vinsen mit Speck? Gut — einverstanden.“

Als der Däne wegfuhr, hatten sich die Mißmutsfalten in seinem Gesicht zerstreut.

Ein Feinschmecker war zufrieden und winkte, als der Wagen die steile Straße hinabrollte, grüßend mit der Hand zu dem Maidle, den Kaschanien und dem alten Bau.

*

Zwei ältere Engländer kamen zum hell-lila Wein, dem berühmten, nicht ungefährlichen Glottertaler. Sie wünschten gut zu essen, wie alle die vielen Autler, die ins Tal hinauf zu den Edelkastanien fahren.

„Eintopf — oh —,“ machten sie gedehnt. „Müssen wir das essen?“

Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Sie bekamen das Gericht, das sie sich unter den drei ausgesucht hatten, und verzehrten es schweigend, ohne Stellungnahme.

Die Engländer tranken Glottertaler dazu und fuhren dann wieder fort, ohne eine Bemerkung.

Aber am folgenden Sonntag erschienen sie wieder in ihrem Wagen mit dem Nummernschild „GB“. Sie gingen mit raschem Schritt über den Ries des Kurhausgarten und fragten in der Tür: „Gibt es heute wieder Eintopfessen —?“

„Nein, heute gibt es drei verschiedene Menus und nach der Karte.“

Die Engländer wählten das große Essen und verzehrten es mit sichtlichem Behagen. Als sie das Eis aufgeschleckt und die Teller zurückgeschoben hatten, sagte der Ältere von ihnen: „Es war recht gut am letzten Male. Aber wir mußten doch sehen, wie es schmeckt, wenn es kein Eintopfessen hier gibt.“

Darauf fuhren die gründlichen Engländer davon. Sie sahen sich nicht um. Die Probe war für sie befriedigend abgeschlossen.

Man konnte während und außerhalb des Eintopfsonntags in Deutschland gut essen. — Des.

Fröhliche Ecke

Der kluge Hund

Man unterhielt sich über Hunde. Natürlich hatte jeder das beste Exemplar.

„Aber meine Herren,“ warf Linze in die Unterhaltung, „so einen Schäferhund wie meinen Nero ... nein, so ein kluges Tier haben Sie sicher noch nicht gesehen. Der konnte zum Beispiel jeden Gauner von einem ordentlichen Menschen unterscheiden.“

„Wieja, konnte? Haben Sie ihn nicht mehr?“

„Nein, leider mußte ich ihn abgeben. Er hat mich einmal so gebissen, daß ich mehrere Tage im Krankenhaus lag.“

*

Verkehrt aufgefaßt.

„Betrachte mal diese Münze, die ich heute in meinem Laden bekam! Eine große Seltenheit!“

„Seht das Geschäft so schlecht?“